

Der rote Teufel

Autor(en): **Gysin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **23 (1929)**

Heft 13

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haben, in einfachen, klaren Sätzen geschrieben zu sein und doch etwas zu sagen, was reisende und gereifte Leute interessiert. Kinderbücher sind ja bisweilen einfach geschrieben. Aber ihr Inhalt zieht unsere Ehemaligen nicht mehr an. Sie möchten gerne wissen, was in den Zeitungen und Büchern steht, die die erwachsenen hörenden Mitmenschen lesen — aber die Schreibart derselben ist meist so kompliziert, daß der taubstumme Leser nicht zum Inhalt durchdringen kann. Solche Erzeugnisse sind für ihn Müsse, nach deren Kern ihn wohl gelüftet, deren Schale er aber nicht zu öffnen vermag. Intelligentere ringen sich nach jahrelangem Mühen durch. Aber die meisten unserer Ehemaligen ziehen sich nach kurzer, vergeblicher Arbeit enttäuscht zurück — der Quell, nach dem ihr Geist lechzt, bleibt ihnen verschlossen.

Es liegt eine dreifache Arbeit vor. Eine Schülerzeitung muß den taubstummen Kindern verschiedener Altersstufen passenden Lese- stoff bieten, an dem sie sich im selbständigen Erlesen üben können, an dem sich ihre Leselust entwickelt. Den jungen Ausgetretenen muß ein Fortbildungsblatt zur Verfügung gestellt werden, das geeignet ist, ihren Geist, ihr Gemüt zu bereichern. Und es müssen einzelne Schriften schweizerischen Charakters geschaffen werden, die, neben dem eigentlichen Bildungszweck, die Leser zu befähigen suchen, auch andere, nicht eigens für sie geschriebene Bücher zu verstehen.

Eine Umfrage unter den Lehrkörpern der Taubstummenanstalten ergab, daß man mehrheitlich die Inangriffnahme der zweiten Aufgabe, die Schaffung eines Fortbildungsblattes für die jungen Ehemaligen als die z. B. dringendste ansieht. Es wurde eine Kommission gebildet, die das Blatt schaffen und unterhalten soll. Herr Vorsteher Gulelberger wurde zum Redaktor desselben gewählt. Das Blatt soll als Beilage der Schweizerischen Gehörlosenzeitung monatlich einmal erscheinen. Mit dem Schweizerischen Fürsorgeverein für Taubstumme, der ja auch die Fortbildung der entlassenen Zöglinge auf seinem Programm hat, steht der Abschluß einer Vereinbarung bevor, derzufolge die beiden Gesellschaften die Kosten zu gleichen Teilen tragen. Dem jungen Unternehmen wünschen wir besten Erfolg. Wer sich in die oft grenzenlose geistige Einsamkeit unserer ehemaligen Zöglinge versetzt, wird freudigen Herzens an dem neuen Blatte mitarbeiten. Wir hoffen, daß nicht nur

die Mitglieder der Kommission, sondern alle Taubstummenlehrer- und Lehrerinnen ihre ganze Liebe für das Gedeihen desselben einsetzen.

Zur Unterhaltung

Der rote Teufel.

Erzählung von Hans Gysin, mit Holzschnitten
von Hans Wagner, St. Gallen.

Ist es nicht zum Verwundern, daß Pauli heute in der Stube drinnen sitzt, mitten im Halbtage und mitten in der Ernte, wo es doch alle Hände voll zu tun gibt? Wo die großen und kleinen Schnitter schon vor der Sonne aufstehen und sich mit Sichel bewaffnen, die der Vater am Abend vorher gedüngelt hat auf dem Dängelstein vor dem Hause. Pauli sollte seine Schulaufgabe machen, die ihm der Schulmeister über die Ferien mit heimgegeben, aber es war ihm nicht so recht Ernst damit, bereits hatte er bei seinem Studium den Federhalter angebissen. Es war auch ein Unverstand vom Schulmeister, den Buben mit solchen Fragen zu belästigen: welches sind Hauptsätze und welches sind Nebensätze? Pauli war das sonst schon ziemlich gleichgültig und heute bei dieser Hitze noch besonders.

Es wäre seinem Vater auch nicht in den Sinn gekommen, den Buben der „einfältigen“ Arbeit wegen heute daheim zu lassen an einem so schönen Augusttage, aber es war noch jemand in der Stube. Gerade bewegte sich der Vorhang, der rotgeblümelte, am Bett, und eine Stimme, nicht sehr laut, rief: „Pauli! Bueb! Bist du da?“ „Ja“, antwortete der Bueb, legte seine langweilige Arbeit weg, stand auf und rief: Muß ich dir etwas bringen, Großvater? „Bring' mir die Tabakpfeife, aber fülle sie zuerst und rauche sie auch einwenig an, weißt, es macht mir gar viel Schmerzen, wenn ich so stark daran ziehen muß!“ sagte der Großvater aus seinem Bett heraus. Der Bueb nahm die Pfeife von dem Stuhl, worauf sie lag, füllte sie mit Tabak, zündete an und, nachdem er ein paar rechte Züge getan, reichte er sie dem Großvater ins Bett, wie schon manchmal. Dieser dankte ihm mit einem freundlichen Blick seiner schönen braunen Augen. Diese Augen waren fast das einzige, was noch unverfehrt war von der bösen Krankheit im Gesicht vom Großvater, alles andere: Mund, Nase und besonders die Zunge

waren ganz zerfressen vom „Krebs“. So war es eine große Wohlthat für den Kranken, wenn der Bub die Pfeife anrauchte. „Sind die Unfern gegangen schneiden?“ fragte jetzt der Großätti, nachdem er eine Zeitlang still die Pfeife genossen. Und der Junge antwortete: „Ja, sie schneiden das Einhorn auf der Rütli draußen; es sei zwar noch nicht ganz reif, aber auf diese Weise gebe es weißeres Mehl, habe der Vater gesagt.“ Der Großätti war auch der gleichen Meinung. Nach einer Weile fragte er wieder: „Es wird jetzt wohl jedermann schneiden?“ „Ja“, sagte Pauli, „nur Musermartis mähen das Korn mit der Sense.“ „Behüt' uns Gott! mähen sagst du?“ machte der Großätti darauf ganz erschrocken. „Aber eben der Musermarti ist auch so ein Neumodischer, der nichts mehr glaubt, sonst würde er das nicht machen. Denke dran Pauli, es heißt nicht umsonst: wenn einer Korn mäht oder Brot bäht, oder Haare pflanzt, so wird er in der Hölle tanzen! Ich bin froh, daß ich nicht mit solchen Sünden ins Grab fahren muß!“

Halb andächtig und halb erschrocken hörte der Bub der ernstesten und für den Großätti beschwerlichen Rede zu, vergaß darüber seine Haupt- und Nebensätze samt den Satzgegenständen und dachte darüber nach, warum das Kornmähen wohl so eine große Sünde sei, fast noch eine größere als Morden und Stehlen; denn der Schächer am Kreuz, der doch ein Räuberhauptmann war, kam ins Paradies, und jetzt sollten Musermartis alle in die Hölle kommen. Am meisten machte es ihm zu schaffen, daß auch Bethli, das mit ihm in der gleichen Klasse war, in die Hölle müsse wegen dem Kornmähen; gern hätte er nicht daran geglaubt, aber der Großätti lügt doch nicht!

Noch manche Pfeife mußte Pauli dem Kranken anzünden und ins Bett geben. Im Spätherbst aber, der Nebel hing schwermütig über die Berge herunter und man machte die letzten Kartoffeln aus, da reichte der Großätti auf einmal dem abwartenden Buben seine Pfeife und fing an zu jammern: „Es wird mir eins ums andere genommen! Jetzt kann ich nicht einmal mehr rauchen.“ Eine Zeitlang war er dann ganz ruhig, aber bald darauf hieß er den Buben mit leiser Stimme an das Bett treten und niederknien; dann legte er ihm seine abgezehrten Hände auf den Krauskopf und hob mit halbgebrochener Stimme zu sprechen an: „Du bist mir immer ein lieber Bueb gewesen, hast mir viel Gutes getan in meiner wüsten Krankheit, — scheuest dich nicht vor — den

stinkenden Wunden — mein Segen soll —.“ Noch ein paar für den Buben unverständliche Worte murmelte der Großätti, immer schwerer und schwerer wurde seine Hand und kälter trotz der Ofenwärme, und er schnauzte so merkwürdig, sodaß es Pauli Angst machte; als nun gar die segnende Hand kraftlos herunterfiel, hielt es den Buben nicht mehr länger in der Stube; er rannte hinaus auf den nicht sehr entfernten Kartoffelacker. Der Vater sah Pauli von weitem kommen, ging ihm entgegen und fragte: „Ist etwa mit dem Großvater etwas Ungutes?“ „Ja, er raucht nicht mehr und atmet so merkwürdig!“ rief der Bube schon von weitem. Der Vater meinte darauf: „Wenn das ist, so steht es nicht gut mit ihm, ich komme schnell heim.“

Als die Beiden heimkamen, lag der Großätti auf seinem Bett und machte keine Bewegung mehr. Der Vater drückte ihm die erloschenen Augen zu und sprach: „Es ist dem Großvater gut gegangen.“

Bald darauf kam der „Schrynerbäni“ und brachte den Totenbaum. Die Totenfrau kam mit dem schwarzen Bahrtuch und deckte es darüber, nachdem der Großätti hineingelegt worden, und vier schwarze Männer trugen ihn beim Klange der Kirchenglocken auf den „Kirchhof“. Pauli tat's ein wenig weh, daß der Großätti keinen einzigen Kranz hatte, aber die Mutter tröstete ihn damit, daß das immer so sei bei alten Leuten, nur „ledige Leute“ bekämen Kränze.

Viele Jahre sind vorbeigegangen. Es war wieder August und wieder war man am Ernten, und wieder sollte Pauli heute nicht helfen, warum wohl?

Fröhlich erwachte er nachts, als es vom Kirchturm 3 Uhr schlug. Als er darüber nachdachte, warum er so fröhlich sei, kam es ihm in den Sinn: Heute ist ja meine Hochzeit mit — s'Musermartis Bethli. Aber die Hochzeit sollte ja nicht morgens um 3 Uhr stattfinden, sondern erst mittags um halbzwölf. „Wenn's nur schon wäre!“ dachte Pauli und versuchte noch einmal zu schlafen, aber seine Fröhlichkeit ließ ihn nicht mehr einschlafen, so stand er auf und sprach vor sich hin: „Jetzt geh' ich einfach Korn mähen bis zum Morgenessen!“

Als er unten die Sense abhängte, kam ihm auf einmal der Spruch vom Großätti selig in den Sinn, und er dachte an den Kummer, den es ihm damals gemacht, daß Bethli auch in die Hölle kommen sollte wegen dem verfluchten

Kornmähen. Er mußte darüber lächeln; denn jetzt wurde ja alles Korn gemäht, nur der „Chappeschnyder“ schnitt noch mit der Sichel und von dem sagten alle Leute: „Er hat einen Sparren zu viel!“

Aber auch an das Handauflegen von Großätti selig mußte er in diesem Moment denken, und ob nicht dieser Segen schuld sei an seinem heutigen Glücke. Ja, er fühlte sich so reich und so glücklich, daß er mit keinem Könige getauscht hätte; denn er konnte sich nicht vorstellen, daß jemand auf der ganzen Welt so glücklich sei wie er mit seinem Bethli. Als er mit seiner Sense auf dem „Hübeli“ ankam, mußte er darum einen Zauchzer loslassen, den die Berge seiner Heimat fröhlich zurückgaben; sie freuten sich auch mit.

Unter allerlei Gedanken mähte er das Kornfeld ab; an den Großätti dachte er wieder und an die Hölle, aber doch noch vielmehr an Bethli und an den Himmel, ja es kam ihm sogar der böse Gedanke: er möchte lieber mit Bethli in der Hölle sein als ohne sie im Himmel! Es war ihm ja nicht ganz wohl dabei, aber der Gedanke war ihm eben so gekommen wie die Schwalben, die ihm über seinem Haupt hinflogen, ohne daß er es ihnen wehren konnte. Um 6 Uhr hatte er sein Korn auf goldenen Maden und er ging heim zum Morgenessen. Nachher machte er sich allmählich bereit zur Hochzeit. Endlich war es halb 12 Uhr. Postpferdehalters Fuhrwerk erschien und mit ihr Bethli. Es sah aus, wie eine Königin und Pauli selber kam sich auch vor wie ein König! Hatten sie nicht ihr Gold in langen Maden auf dem Acker liegen und hatten sie nicht eine Liebe zueinander für ein ganzes langes Leben? Das hatten nicht alle Könige und Königinnen. Was hätten sie sich jetzt noch wünschen sollen?

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Basel. Taubstummenverein „Helvetia“. Trotz der einigermaßen unbestimmten Aussicht auf günstiges Wetter unternahm am Sonntag den 16. Juni ein Teil unseres Vereins einen Ausflug nach der Hohkönigsburg bei Schlettstatt im Elsaß. Doch sei gleich gesagt, daß die Verzagteren, die ihre Teilnahme auf den vrangehenden Sonntag zugesagt hatten, diesmal entschieden etwas verpaßt haben. Die am frühen

Morgen angetretene Bahnfahrt verlief denn auch sehr angenehm und kurzweilig. Nach einstündigem Züni-Aufenthalt ging's per Auto hinauf zum Schloß. Eine prächtige, abwechslungsreiche Fahrt durch Wiesen und Wald, leider nur zu kurz. Immerhin mußten wir schauen, daß wir nach der Besichtigung des Schlosses, die 1½ Stunden in Anspruch nahm, zur angemeldeten Zeit zum Mittagessen kamen. Das Schloß, in allen Teilen prächtig erhalten, bietet einen Einblick in die Verhältnisse vergangener Zeiten. Speziell die Inneneinrichtung erregte allgemeines Interesse.

Bald nach dem Mittagessen wurde der durch prächtigen Tannenwald führende 1½ stündige Abstieg angetreten. In La Vancelle, einer kleinen Bahnhstation, entwickelte sich beim Vesper eine heitere Stimmung, an der sich Alt und Jung beteiligte. Eine halbstündige Bahnfahrt führte uns dann wieder nach Schlettstadt, wo noch das Abendessen eingenommen wurde. Nach erfolgter Heimfahrt konnte denn auch jeder Teilnehmer mit dem Gefühl zur Ruhe gehen, einen schönen und angenehmen Sonntag erlebt zu haben.

G. B.

Berlin. Der Zentralverein für das Wohl der Taubstummen konnte im Mai sein 80-jähriges Bestehen feiern. Bei dieser Feier wurde ihm vom Berliner Magistrat (Stadtobrigkeit) ein Jubiläumsgeschenk von 500 Mark überreicht.

Wir gratulieren dem Verein zu der schönen Gabe von so hoher Stelle. D. R.

Aus Taubstummenanstalten

Aus dem Jahresbericht von Bettingen 1928. — „Kaufet die Zeit aus“ (Epheser 5., 16.). — Es gibt wohl nicht so bald einen Berufstreibenden, der so mit der Zeit zu rechnen hat wie der Taubstummenlehrer. Jedes neueintretende Kind, das schwerfällig in seiner Entwicklung, durch sein Gebrechen um viele Jahre hintangestellt ist, ruft naturgemäß im Herzen des Erziehers die bange Frage wach: Ist es wohl möglich, dich im Lauf der wenigen Jahre, die mir eingeräumt werden, so weit zu bringen, daß du ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden kannst? Und weil die Zeit so knapp ist, die dem Erzieher zur Verfügung steht, muß er stets darauf bedacht sein, den Weg zu suchen, der am einfachsten und am